

Angespitzt

Von Petra Lawrenz



Falls es noch nicht jeder verinnerlicht hat: Seit Monatsbeginn ist es Pflicht, eine Warnweste im Auto mitzuführen. Wird dies unterlassen, drohen mehrere Jahre schwere Kerkerhaft oder 15 Euro Bußgeld. Recht so, es kann gar nicht genug gewarnt werden in diesem Land. Wer also plant, eine Verkehrsübertretung zu begehen, beispielsweise am Steuer Kreuzworträtsel zu lösen, auf einem unbeschränkten Bahnübergang zu parken oder während der Fahrt „country roads, take me home...“ zu grölen, muss dazu eine Warnweste anlegen. Sie darf rot, gelb oder orange sein und muss der DIN EN 471-Norm entsprechen. Dies erhöht die allgemeine Sicherheit, wie wohl jedermann einsehen wird.

Leider ist die Regelung – ähnlich wie die Mautpläne – im Detail nicht ausgereift. Ein typischer Schnellschuss, der vor allem Verwirrung stiftet. Denn viele werden sich fragen: Zu welchen Anlässen, außer den oben genannten, ist die Weste denn nun zu tragen? Gibt es auch luftige Warnkleidchen für heiße Tage oder Warndreiteiler für besonders große Mahner und Warner? Und in welchen Fällen ist es angezeigt, zusätzlich eines dieser hübschen orange-weiß gestreiften Hütchen aufzusetzen? Oder darf alternativ auch ein Blaulicht getragen werden? Diese Fragen sind nicht geklärt, ich habe das recherchiert. Außerdem heißt es in der Vorschrift, dass jeweils nur eine Weste im Auto bereitzuliegen muss, unabhängig von der Zahl der Mitfahrer. Ja, was um Himmels willen sollen die denn überziehen, wenn sie das Bedürfnis haben zu warnen? Hier werden doch Menschen bewusst ausgegrenzt, und das mitten in Europa. Ein Unding. Man sieht: Es herrscht weder Stil- noch Rechtssicherheit, da muss das Verkehrsministerium noch nachbessern.

Im Zuge dessen sollte dringend nochmal über Farbe und Schnitt der Warnweste gesprochen werden. Denn eines ist klar: modetechnisch ist man damit nicht auf der sicheren Seite. Orange?? Wer kann denn das tragen, bitteschön? Und vor allem: Was sollen Mann oder Frau am Steuer dazu farblich kombinieren? Darüber hat natürlich wieder kein Mensch nachgedacht. Eine weiße Hose vielleicht? Oben Müllabfuhr, unten Krankenschwester, würde Guido Maria Kretschmer vermutlich sagen. Also doch lieber das klassische Schwarz? Na, danke. Wie ein Kürbis auf dem Weg zur Beerdigung. Andere Farben? Geht ja gar nicht. Es ist abzusehen, dass farbsensible Menschen sich weigern werden, mit dem Teil bei Grün über die Ampel zu fahren. Das Verkehrschaos ist absehbar. Dies nur als Warnung.

✉ p.lawrenz@schwaebische.de

Geburtstagskind der Woche

Mario Gómez



Drei Fakten zu Mario Gómez
Geboren: 10. Juli 1985
Geburtsort: Riedlingen
Aktueller Verein: ACF Florenz

Angesichts des triumphalen Auftritts der deutschen Nationalmannschaft ist Mario Gómez noch mehr in Vergessenheit geraten. Der Fußballer, der zusammen mit Spaniens Stürmer Torres die Torschützenliste der vergangenen EM anführte, spielt aufgrund zahlreicher Verletzungen und Formtiefs derzeit keine Rolle im deutschen Fußball. Dabei könnte er frisurentechnisch durchaus mit den aktuellen Top-Kickern mithalten. Und vergessen werden wir ihn sowieso nicht, schließlich ist er als gebürtiger Riedlinger doch einer von uns. (sim)

„Das muss uns wütend machen“

Fotojournalist Christoph Bangert verlangt, dass auch Schreckensbilder aus Kriegs- und Katastrophengebieten veröffentlicht werden

Fotograf Christoph Bangert lacht verschmitzt, als Tobias Goltz ihn auf die Gefahren anspricht, denen er bei seiner Arbeit in Kriegsgebieten ausgesetzt ist. „Ich lache immer“, sagt er: „Ein Schutzmechanismus, um mit der Absurdität des Krieges umzugehen.“ „War Porn“ heißt sein aktuelles Fotobuch, er zeigt darin ungeschönt den Schrecken und Horror aus Kriegs- und Katastrophengebieten. Bilder, die meist so grausam sind, dass sie nicht in Tageszeitungen oder Magazinen veröffentlicht werden: Ein Toter auf einem Müllberg in Bagdad, der Kopf von Hunden angefressen. Offene Leichensäcke in einem Massengrab nach dem Tsunami in Indonesien. Blutlachen, verbrannte Körper, tote Kinder. „Wir müssen den Mut finden, uns diese Bilder anzusehen. Wenn wir uns nicht erinnern, haben diese Ereignisse nicht stattgefunden“, schreibt der Fotograf im Vorwort seines Buches.

Träumen Sie vom Krieg?

Nein, nie. Ich glaube, es kommt daher, dass ich nach schwierigen Reisen immer wieder Pausen gemacht habe. Man darf diesen Job nicht zu viel machen. Sonst wird man abhängig, das ist dann wie eine Droge. Es besteht die Gefahr, in der normalen Welt nicht mehr klarzukommen. Die große Anstrengung ist nicht, Fotos vom Krieg zu machen, sondern nach Hause zu kommen und mit diesen komischen Alltagsorgen der Leute zu Hause konfrontiert zu werden.

Wenn man die Einleitung Ihres Buches liest, hat man auch den Eindruck, dass sich eine gewisse Wut bei Ihnen aufgestaut hat. Wie lange sind Sie schon wütend?

Ich glaube, das ist angeboren bei mir. Die Wut macht überhaupt erst einen großen Teil meiner Motivation aus, in Kriegs- und Krisengebieten zu arbeiten. Die Invasion des Iraks hat mich 2003 unheimlich beschäftigt. Es ist dann natürlich eine frustrierende Sache, wenn man all diese Bilder hat und sie nicht veröffentlicht werden. Allerdings ist es natürlich auch sehr schwierig, sie zu veröffentlichen. Man kann sie nicht vorne auf einer Boulevardzeitung drucken, das würde die Leute nur schockieren. Stattdessen muss man einen Weg finden, der dem Ganzen eine gewisse Bedeutung gibt und nicht nur einen Schockeffekt darstellt.

Ihr Fotobuch haben Sie provokativ „War Porn“ genannt.

Der Vorwurf kommt bei meiner Arbeit, der sogenannten „Kriegsfotografie“, immer wieder. Es heißt dann: „Das ist ja pornographisch“. Natürlich kann man die Bilder als pornografisch bezeichnen. Was mich aber daran stört: Es ist oft auch eine Ausrede, diese Bilder nicht wahrzunehmen und das Leid dieser Leute nicht anzuerkennen.

Warum müssen diese Bilder gezeigt werden?

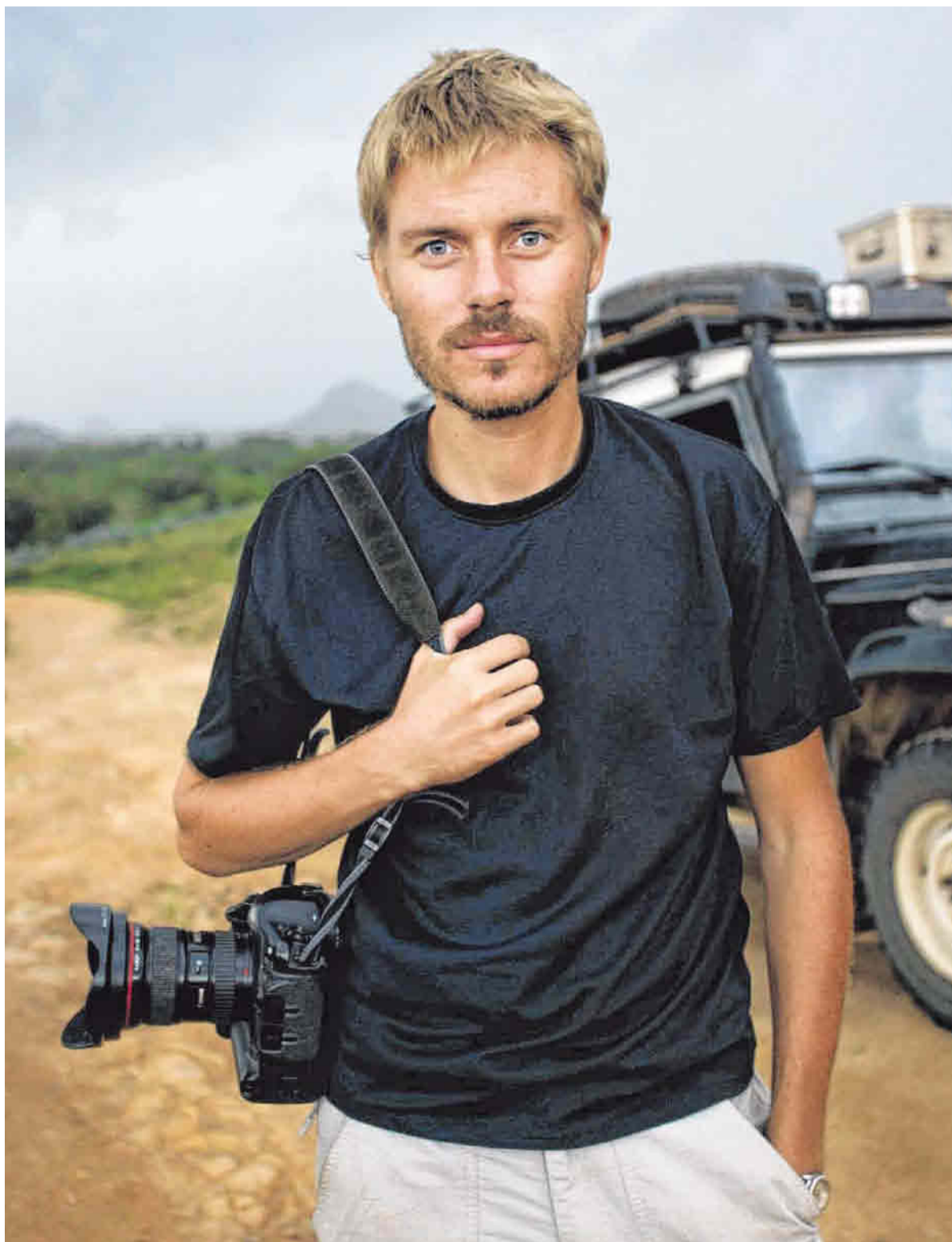
Wir erinnern uns in stehenden Bildern. Nicht in bewegten Bildern, nicht in Text. Genau darin liegt auch die Verantwortung der Fotografie. Denn wir schaffen nicht nur Bilder, wir schaffen auch Erinnerungen der Leute. Ein gutes Beispiel sind die Bilder der Befreiung der KZ-Häftlinge in Auschwitz. Wir müssen uns sehr überwinden, diese Bilder anzusehen – dennoch müssen sie in unseren Köpfen existieren. Wenn es diese Bilder nicht gäbe, wäre das ein Riesenerfolg.

Es geht auch um die Glaubwürdigkeit solcher Fotos. Wie gehen Sie damit um?

Bilder sind nur Interpretationen der Realität, nicht die Realität selbst. Das Bild ist nie objektiv. Es ist immer Meinung darin enthalten. Für mich ist wichtig, ob es eine ehrliche Wiedergabe dessen ist, was passiert ist.

Sie haben auch schon viele Tote fotografiert, teils in schrecklich zugerichteten Zustand. Gibt es für Sie Grenzen?

Wenn ich Bilder machen darf, gibt es für mich keine Grenze. Ich fotografiere aber niemanden, der nicht fotografiert werden möchte.



Ein Toter kann nicht sagen, ob er fotografiert werden möchte.

Ja, es ist meine große Last. Jeder, den ich fotografiere, vertraut mir sein Bild an und verliert selbst die Kontrolle darüber. Ich habe die Kontrolle, habe aber auch die Verantwortung, etwas damit zu machen. Daher denke ich: Wenn ich die Bilder nicht veröffentlichen, habe ich meine Verantwortung nicht erfüllt. Das ist ein ganz zentraler Punkt meiner Arbeit. Wenn ich sie nicht veröffentlichen darf, darf ich sie eigentlich gar nicht machen. Ich drehe die Argumentation daher um und sage: Es ist eigentlich unmoralisch, diese Bilder nicht zu betrachten, weil wir sonst das Leid unserer Mitmenschen nicht anerkennen. Uns müssen solche Ereignisse immer aufwühlen, das muss uns wütend machen. Ob es nun in Bagdad passiert oder in Hannover.

Was für ein Verhältnis entwickeln Sie zu den Leuten, die Sie im Krieg fotografieren?

Fotografie hat viel mit Vertrauen zu tun. Derjenige, den ich fotografiere, gibt mir sein Bild. In meinem Beruf geht es daher darum, Menschen kennenzulernen und es in kürzester Zeit zu schaffen, dass die Leute mir vertrauen, so dass ich sie fotografieren darf.

Nun liegt in Kriegsgebieten eine ständige Gefahr in der Luft. Denken Sie auch darüber nach, dass jeden Moment etwas passieren könnte?

Nein. Wir arbeiten relativ schnell und sehr intuitiv. Es ist keine geplante, konzeptionelle Arbeit, sondern wir reagieren viel auf die Situationen, die wir vorfinden. Auch die Situation mit der Leiche auf dem Müll-

berg ging rasend schnell. Da konzentriert man sich, hat die Kamera in der Hand und versucht, technisch alles richtig zu machen. Man ist hellwach, weil man ständig Entscheidungen treffen muss. Man muss immer abwägen zwischen Gefahr und Bildern. Welches Risiko gehe ich ein und welche Bilder bekomme ich dafür? Ich persönlich habe immer schreckliche Angst.

Das muss doch auf Dauer schwer auszuhalten sein.

Ich habe im Krieg eine Funktion. Diese Funktion tritt dann in den Vordergrund, meine persönliche eigene Angst in den Hintergrund.

Was für ein Verhältnis zum Tod haben Sie mit der Zeit entwickelt?

Ich glaube, man lebt ein bisschen intensiver; wenn man das Glück hatte,

so viele Extremsituationen erlebt zu haben. Und wenn man daran nicht zerbricht, ist es eigentlich ein großes Geschenk. Man lernt zu schätzen, was einem alles Positives passiert. Da kommt dieser „Mythos Kriegsphotograf“ ins Spiel, der uns eigentlich nicht weiterbringt. Alle denken, unsere Arbeit sei unheimlich gefährlich, und wir riskieren ständig unser Leben. Aber wir sind keine Helden. Wir fahren da freiwillig hin und können jederzeit wieder nach Hause fahren.

Stellen Sie sich vor: Es ist Krieg und keiner geht hin.

Das wird leider nicht passieren.

Der Medienwissenschaftler Marshall McLuhan hat einmal gesagt: Die Kriege würden augenblicklich zum Stillstand kommen, wenn keine Journalisten mehr anwesend wären.

Es ist eine perverse Idee, dass Kriege Medienereignisse sind, die nur stattfinden, um die Medien zu unterhalten. Das Gegenteil ist der Fall: Die allermeisten Gräueltaten werden nicht dokumentiert. Wir denken hier in Deutschland, es gäbe eine Bilderflut und wir würden über Facebook oder Twitter über alles informiert. Aber das ist alles nur Pseudo-Information. Wer fotografiert denn in Syrien? Ganz, ganz wenige Leute. Wer fotografiert in Nigeria die Gräueltaten von Boko Haram? Niemand.

Sie arbeiten an den gefährlichsten Orten der Welt. Inwiefern spielt für Sie dabei auch der Abenteuergedanke eine Rolle?

Man sollte Journalisten und Fotografen nicht glauben, die sagen: Ich fahre da nur hin, um denen eine Stimme zu geben, die keine haben. Das stimmt selten. Es ist immer eine Mischung aus Abenteuergedanken und dem journalistischen Trieb zu berichten. Vor allem bei jungen Fotografen ist zunächst der Abenteuergedanke sehr stark ausgeprägt. Das war auch bei mir so.

Ihr erster Einsatz in Gefahrenzonen kam damals über einen Studentenaustausch in Jerusalem zustande?

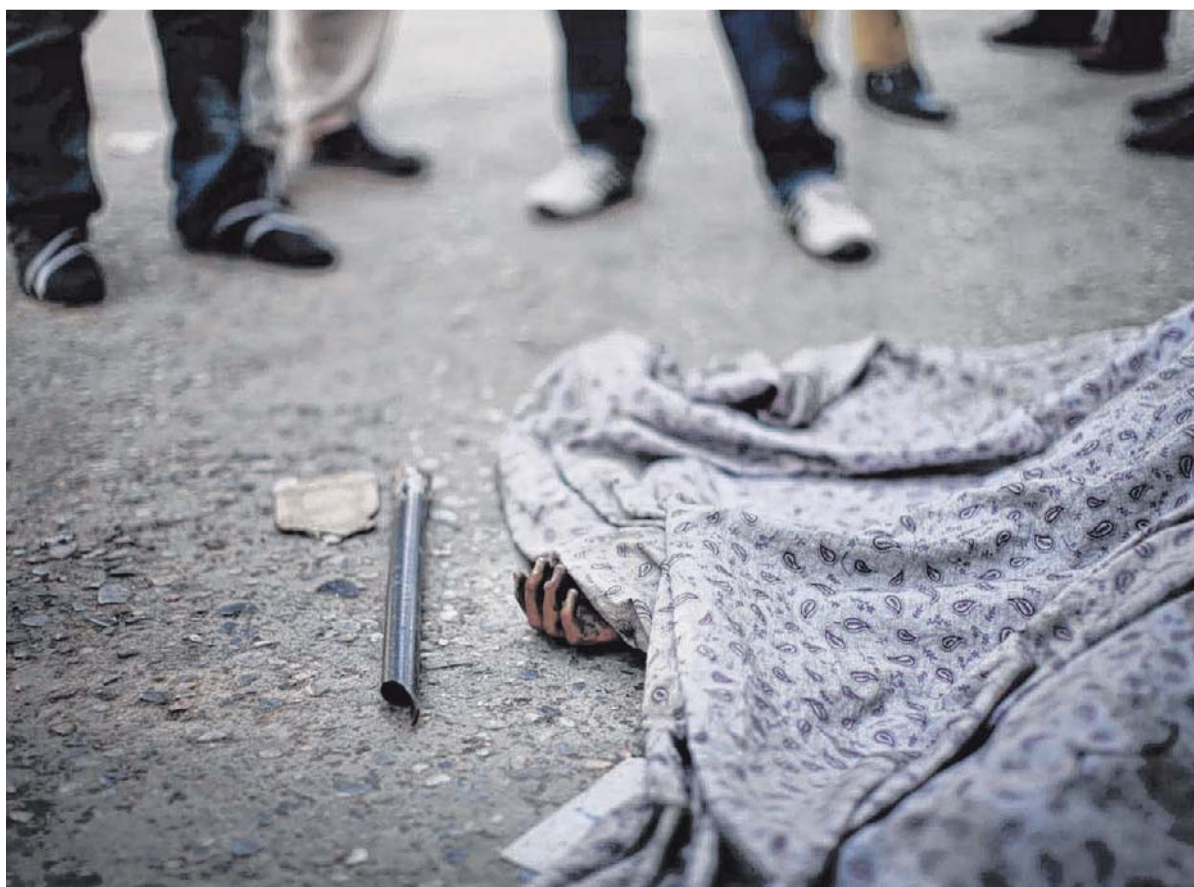
Genau. Ich bin auch nach dem Studium noch mal für zwei Monate nach Palästina und Israel gefahren. Ich wollte etwas machen, das eine Bedeutung hat. Eine Arbeit, die vielleicht ein bisschen gefährlich ist, und die andere nicht machen. So hat sich das dann mit der Zeit entwickelt.

In Ihrem nächsten Projekt befassen Sie sich nun mit der Atomkatastrophe von Fukushima.

Ja, ich versuche, ein Langzeitprojekt über zehn bis 20 Jahre zu machen. Niemand weiß, welche Auswirkungen die Strahlung haben wird und wie es dann dort aussieht. Das interessiert mich sehr – auch wie die Menschen, die aus der Region vertrieben wurden, damit umgehen.

Auge des Schreckens

Christoph Bangert wurde 1978 in Daun in der Eifel geboren. Er studierte Fotodesign an der Fachhochschule Dortmund sowie Fotojournalismus am International Center of Photography in New York. Regelmäßig ist Bangert in Kriegs- und Katastrophengebieten im Einsatz. Verschiedene Projekte führten ihn unter anderem nach Palästina, Darfur, Afghanistan, Pakistan, Nigeria, Simbabwe und in den Irak. Dort verbrachte er in den Jahren 2005 und 2006 neun Monate und dokumentierte den Krieg für die New York Times. Seine Fotoreportagen erscheinen unter anderem in der „Neuen Zürcher Zeitung“ sowie im „Stern“. Von Christoph Bangert ist das Fotobuch „War Porn“ erschienen, in dem er sich selbstkritisch mit seiner Arbeit auseinandersetzt. Christoph Bangert lebt mit seiner Frau Chiho, einer japanischen Fotografin und Grafikerin, und zwei Töchtern in der Schweiz. (tg)



Dieses Foto gehört eher zu den harmloseren von Christoph Bangert. Ausdrucksstark ist es trotzdem.